Auf diese Notizen folgen aus der Feder des Pfarrers Holzhey viele oft recht wichtige und interessante Begebenheiten aus Kirche, Staat und Gemeinde während seiner Amtszeit 1814 bis 1833. Dessen Vorgänger, Pfarrer Franz Xaver Dismas Flach, gibt die Stiftungen an, welche damals gezeichnet wurden, unter anderem 189 hl. Messen. Weihbischof Zeiler stiftete 75 Gulden 36 Kreuzer in den hiesigen Kirchenfonds.

Nach dieser Darstellung der Anniversarien und ihrer Gebühren aus der Mitte des 18. Jahrhunderts gelangt man beim Weiterblättern zum Kirchenkalender der Pfarrei. Pfarrer Christian Mayer (1662) hat in prächtigen Großbuchstaben »Januarius« bis »Decembris« geschrieben. Hier haben die einzelnen Pfarrherrn bis auf Pfarrer Holzhey die Feste, Patrozinien, Wallfahrten, Prozessionen, Flurgänge und andere kirchliche Handlungen des Kirchenjahres eingetragen. Dazwischen sind Notizen über Vorkommnisse aus der näheren und weiteren Umgebung eingestreut.

Die Standeseinträge sind bis Pfarrer Holzhey (1814) in lateinischer Sprache abgefaßt. Später sind dann die Aufzeichnungen in deutscher Sprache. Die Schriften sind oft recht schön und noch verhältnismäßig gut zu lesen. Sie zeigen durchweg die aufgewendete Sorgfalt beim Abfassen der amtlichen und auch privaten Einträge.

Als ältesten Eintrag hat der im Seelenbuch erstgenannte Pfarrer Mayer aus der Überlieferung der Leute notiert: »Anno 1499 wardt Mainwang und Garmandschweiler (Gallmannsweil) von den Schweizern verbrandt, auff S. Urban und SS Trinitatis abend«, also am 25. Mai 1499 am Dreifaltigkeitssonntag, in den Kämpfen der Schweizerischen Eidgenossenschaft und dem Schwäbischen Bund.

Über Glocken, Kirchturm und Orgel befinden sich im Seelenbuch ebenfalls aufschlußreiche Niederschriften. So steht zu lesen, daß während der Regierungszeit Abt Anselms II. zwei Glocken im Kloster Salem gegossen und geweiht wurden. Beide Glocken wurden nach dem Guß am 5. Oktober 1762 gewogen, wovon die größere Glocke ein Gewicht von 700 Pfund hat und den ton »a« besitzt, während die kleinere 418 Pfund schwer ist und den Ton »c« hat. Beide Glocken wurden am 17. Dezember geweiht; die größere zu Ehren des heiligen Kreuzes und auf den Namen der allerseligsten Jungfrau Maria. Die kleinere Glocke erhielt die Weihe auf den Namen des hl. Josef und der hl. Theresia.

Am 2. April 1766 wurde mit dem Bau des Kirchturms begonnen und dieser bis zum 28. August fertiggestellt. Maurermeister Johann Kocher aus Salem führte die Arbeiten aus. Kupferschmied Conrad Harrer aus Stockach fertigte die vergoldete Kugel an, während Schlosser Palm aus Stockach das Kreuz herstellte. In die Kugel wurde ein in lateinischer Sprache gehaltenes Schreiben eingelegt, das die Baugeschichte des Turmes enthält; gleichzeitig wurden einige Kupfermünzen: »Ein- und Eineinhalb-Kreuzer-Stücke kaiserlichen Geldes« eingelegt neben einigen anderen geweihten Sachen. Über die Kosten sagt das Seelenbuch leider nichts aus. Eine Orgel mit zehn Registern wurde im Oktober 1814 von Orgelbauer Johann Thum aus Markelfingen für 380 Gulden aufgestellt. Die Kirchenpflegschaft zahlte dafür 300 Gulden.

Das Seelenbuch gibt nicht nur Auskunft über die Getreidepreise der Teuerungsjahre 1816/17 und die Einkünfte aus dem Groß- und Kleinzehnten der Pfarrei, es finden sich auch Auszüge über Kirchenrechnungen sowie Notizen über Richtfeste. So konnte am 30. Juni 1830 Zimmermeister Matthäus Steimer von Oberschwandorf das neue Schulhaus aufrichten. Ohne Fronen kostete der Bau 1560 Gulden. Davon zahlte der Großherzog von Baden wegen des Madachhofes 300 Gulden, die Kirchenfabrik ebenfalls 300 Gulden. Pfarrer Holzhey hat im selben Jahr den halben Ertrag aus dem Groß- und Kleinzehnten, der der Pfarrei gehörte, abgetreten im Wert von 360 Gulden, den Rest mit 300 Gulden übernahm die Gemeinde Mainwangen.

Am 10. September 1821 hatte Mainwangen hohen Besuch. An diesem Tage kam die Markgräfin von Baden, Christiane Louise, vom Madachhof her kommend durch Mainwangen, um in Richtung Stockach weiter zu fahren. Bei ihrer Ankunft läuteten alle Glocken und 15 Böllerschüsse wurden abgefeuert, davon 10 auf dem Madachhof und fünf in Mainwangen. Die gesamte Bürgerschaft war erschienen. Zu Ehren der Markgräfin sangen die »Kirchensänger« ein Lied, während eine Schülerin einen Blumenstrauß überreichte.

Alfred Eble, Konstanz-Litzelstetten

Zur 700-Jahrfeier der Stadt Aach am 2. Juni 1983

Am 7. Mai 1283 verlieh König Rudolf von Habsburg (1273–1291) der damals seinen Söhnen gehörenden Siedlung Aach das Recht der habsburgischen Stadt Mengen, die ihrerseits wenige Jahre zuvor, 1276, mit dem Stadtrecht von Freiburg im Breisgau begabt worden war. Diese Stadtrechtsverleihung ist der Anlaß des Festes, das in diesen Tagen nach 700 Jahren die Aacher mit ihren Nachbarn und Freunden begehen. Wir wollen dieses Fest nicht in sentimentaler Nostalgie begehen, indem wir etwas nachtrauern, das nicht mehr so ist, wie es früher nicht gewesen ist. Da tut es – wie Manfred Rommel schwäbisch-nüchtern philosophiert[1], »manchmal gut, sich vor Augen zu führen, wie es wirklich gewesen ist«. Denn alle Kultur baut

[1] Manfred Rommel, Abschied vom Schlaraffenland, 1981 S. 234

auf dem auf, »was uns aus der Vergangenheit zugewachsen ist. Dieses Zugewachsene – führt der Stuttgarter Oberbürgermeister aus – sollte stärker in das Bewußtsein des Menschen eindringen, der gerade in der Gegenwart allzugern Vergangenheit dadurch bewältigt, daß er sie vergißt und der dadurch leicht in einen geschichtslosen Zustand gerät, der ihn Gefahr laufen läßt, Maß und Orientierung zu verlieren[2]«.

Ein historisches Jubiläum, wie wir es begehen, sollte man also nutzen, zunächst einmal darüber nachzudenken bzw. sich zu informieren, wie es wirklich gewesen ist, wie und warum die großen Entwicklungslinien städtischer Geschichte so verlaufen und nicht anders.

Die Habsburger haben in der 2. Hälfte des 13. Jh. in unserer Landschaft unter dem Konstanzer Bischof Rudolf von Habsburg-Laufenburg (1274–1293) Rechte und Besitzungen des Hochstifts Konstanz in Aach erworben; im Jahre 1298 gelang den Habsburgern auch von der verschuldeten Abtei Reichenau die Erwerbung der Vogtei über Radolfzell mit den Dörfern Böhringen, Überlingen a. R. und Reute. Alle diese Orte wurden von König Albrecht (1298–1308) bei der Verlobung seines Sohnes, des Herzogs Rudolf III. von Österreich mit Blanka, der Schwester des Königs Philipp von Frankreich, der Braut als Morgengabe und Wittum zugewiesen mit der Bestimmung, daß ihr sogleich gehuldigt werde; dies geschah im Februar 1300. Nach dem habsburgischen Urbar von 1300 bildeten Radolfzell, Böhringen, Überlingen und Reute seitdem zusammen mit Aach und Ehingen das habsburgisch-österreichische Amt Aach. Der Radolfzeller Chronist Peter Albert registriert mißbilligend, daß nicht Radolfzell, dem schon 1267 der Abt der Reichenau das Stadtrecht verliehen hatte, sondern das unbedeutendere Aach als Mittelpunkt erscheine, »was wohl mit der früher erfolgten Erwerbung Aachs durch die Habsburger oder aus Rücksichtnahme auf Reichenau zu erklären sein dürfte[3]«. Diese Deutung aus Radolfzeller Perspektive berücksichtigt freilich nicht die besonderen außergewöhnlichen Umstände, unter denen Aach die Stadtrechte erlangte: Im Gegensatz zu Radolfzell und den anderen Hegaustädten, die ihre Entstehung und Rechte dem Kloster Reichenau oder hochadlig-altfreien Geschlechtern verdankten, war hier der König selbst Stadtgründer. Die Habsburger – darauf hat erstmals Karl Siegfried Bader aufmerksam gemacht – »boten den ihnen zu Gebote stehenden Adel selbst zur Burg- und Stadthut auf, und so ist Aach, einzig dastehend weit über den Hegau hinaus, zu einer Adelsstadt geworden, in der alles, was zum Hegauadel zählte, früher oder später einmal Wohnung nahm« (Festschrift Aach, 1983). Im Laufe der Jahrhunderte lassen sich so in Aach wohl an die 40 adelige Familien nachweisen.

Aach war eine Bergstadt und Burgstadt zugleich. Das um 1150 genannte »oppidum Ach in Hegovia« weist wohl auf eine befestigte Burganlage auf dem Berg hin, auf eine Burg auf dem Stadtberg, um die in Verbindung mit der ehemaligen Burgkirche, der heutigen Pfarrkirche St. Nikolaus, sich eine Vorburg, eine bürgerliche Siedlung bildete. Den wenigen Nachrichten zufolge, die wir haben, war diese Burg eine recht stattliche Anlage; 1415 spricht Kaiser Sigismund vom »Schloß« zu Aach und Franz Xaver Kraus[4] weiß zu berichten, daß von der Burg um 1848 noch Trümmer eines Turmes zu sehen waren; »jetzt – 1887 – sind nur noch einige Mauerreste vorhanden«. Das Dorf am Fuße des Berges dürfte viel älter sein, ebenso die Burg (alter Turm) oberhalb der Aachquelle, die wohl dem 11. Jh. zuzuordnen ist. Ludwig Armbruster glaubte den Trutzturm wegen seiner merkwürdig-einmaligen Bauweise – gut geschichtete kleine Quadern auch an den Ecken z. T. in opus spicatum im Mauerguß – sogar für römisch erklären zu dürfen[5]. Der Wohnturm diente dem Schutze der Straße, die unter den Felsen von Aach nach Eigeltingen und weiter zum Überlinger See führt, aber auch dem Schutz der Mühlen und Gewerbebetriebe, die früh schon am Aachtopf und Aachfluß entstanden sind.

Der Name »Aach«, eines der häufigsten Flußnamenwörter, auch Aha oder Aa, kommt vom germanischen »achwo«, verwandt mit dem lateinischen aqua. Im Bodenseeraum gibt es eine große Zahl von »Achen«, die manchmal ältere, vorgermanische Namen verdrängt haben. So hieß z. B. die heutige Stockacher Aach und der in sie mündende Krebsbach »Simelse« (902 Simelesaha), und im 12. Jh. noch trug die Aach vom Aachtopf bis nach Eigeltingen den Namen Murg: a villa Eigoltingen usque ad orsum fluminis Murgae« (1155)[6]. Auch heute noch hat die Hegauer Aach in Teilverläufen verschiedene Namen: Singener Aach, Radolfzeller Aach. Gleichwohl übten die Aacher laut kaiserlichem Privilig von 1400 bis zum Ausgang des 18. Jh. das Wasserrecht für den ganzen Lauf vom Ursprung bis zur Mündung aus; das Recht dürfte viel älter sein[7]. Für die Identifizierung der Aacher mit dem Aachtopf und damit der Aach spricht auch der Name der Narrenzunft »Quellwasser«.

Aachtopf und Aachfluß ermöglichten bzw. verursachten im übrigen die frühe Industrialisierung des Hegaus. Zunächst waren dies Mühlen und kleine Hammerwerke. Insbesondere die Aacher Papiermühlen

[2] Aao. S. 181
[3] Albert, Geschichte der Stadt Radolfzell, 1896, S. 85f
[4] Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz, 1887, S. 3
[5] L. Armbruster, Hinterburg (Tengen), Neuhewen, Alter Turm und Wasserburg bei Stockach, Sonderdruck, ca. 1962. S. 12.
[6] Bruno Boesch, Die Orts- und Gewässernamen der Bodenseelandschaft, in: Der Bodensee, 1982, S. 268, 245
[7] Mayer, Geschichte der Stadt Aach. Weißmann, Geschichte des Dorfes und der Herrschaft Bohlingen, 1951, S. 57f

(1750–1884) hatten nach Otto Paul[8] einen weiten Einzugsbereich und große wirtschaftliche Bedeutung. Danach entstand auf dem Walburgishof in Singen in den 60er Jahren des 18. Jh. eine Tabakfabrik, nach deren Stillegung 1824 etablierten sich hier immer nur für wenige Jahre eine Steingutfabrik, eine Filiale der Stockacher Zuckerfabrik und seit 1846 die mechanische Baumwollspinnerei Trötschler und Wolff; seit 1896 befindet sich auf der Singener Aachinsel im ehemaligen Walburgishof das E-Werk. Ebenfalls Ende des 18. Jh. beförderte der Zizenhausener Grundherr die Errichtung eines bis 1868 bestehenden Eisenhüttenwerkes. Am nachhaltigsten nutzte die unternehmerische Tätigkeit der Familie ten Brink in mehreren Generationen die Wasserkraft der Aach mit der heute noch blühenden Baumwollspinn- und Weberei, zuerst in Arlen (1834–36), dann in Volkertshausen (1856–58) und schließlich 1898 in Aach auf dem Fabrikareal der einstigen, 1884 aufgegebenen Brielmayer-Papiermühle; seit 1958 werden hier elektromechanische Geräte hergestellt. Das 1919 unter finanzieller Mitwirkung des Gemeindeverbandes Überlandwerk Tuttlingen gegründete Elektrizitätswerk Aach besteht heute noch als E-Werk der Energieversorgung Schwaben[9]. Falls die Pläne eines Aacher Heimatmuseums Gestalt annehmen sollten, wäre doch zu erwägen, diesem bislang noch nicht behandelten Kapitel der unmittelbar mit der Aach zusammenhängenden oder von ihr abhängenden Hegauer Industriegeschichte in einer besonderen Abteilung eine Darstellung zu widmen.

Aber nun noch einmal zurück zur Aacher Stadtrechtsverleihung. Die Bergstadt mit ihrem Markt wollte und konnte in den folgenden Jahrhunderten nicht so recht gedeihen, brachte es aber doch zu haushäblichem Wohlstand in einer in sich festgefügten Ordnung. Gleichwohl wurde Aach mit den anderen Hegauer Berg- und Burgstädten Engen, Tengen und Blumenfeld in die Rolle einer »Minder- oder Kümmerstadt« gedrängt, weil – wie Karl Siegfried Bader annimmt – die Kleinstädte, zu denen ja auch als größere Nachbarn Radolfzell und Stockach hinzutraten, zu dicht beieinanderlagen und sich gegenseitig konkurrenzierten. Am ärgsten hat es Blumenfeld getroffen, von dem uns Heinrich Hansjakob zwei bezeichnende Verse überliefert:

Und z'Blumenfeld gib acht ufs Tor,
wo d'ini gohst. Es het si G'fohr.
Wenn d'nimma weißt, wo d'ini bist,
Du find'st en andre Usgang nit.

Und dann gibt es über das Städtchen, wie Hansjakob fast ärgerlich erzählt, noch eine schlimme Schmähung, »vor einigen Jahrzehnten von einem sogenannten Dichter« verbreitet:

»Als Gott die Hölle wollt' erweitern,
Da sah er Blumenfeld sich aus;
Doch dieser Plan, ach, mußte scheitern,
Denn selbst die Teufel all' ergriff ein Graus[10]«.

So weit ich sehe, hat Hansjakob zum erstenmal das nach ihm unzählige Male zitierte spöttische Sprichwort, »das im Hegau und in der Baar umgeht«, von den 3 Hegaustädten schriftlich festgehalten.

Enge, Thenge, Blumefeld
Sind die schönsten Städt' in der Welt.
Doch wär Enge nit dabei,
So wär es nichts mit alle drei[11].

Karl Siegfried Bader, durch seine Mutter eng mit unserem Aach verbunden, stellt nun aber die Ordnung wieder her, indem er einen weiteren Vers beisteuert, den wir künftig immer zitieren wollen:

Doch würd' Aach die Reih' nicht zieren,
Wär' es nichts mit allen vieren!

Im Laufe ihrer Geschichte verstanden es die Aacher trotz aller Ungunst der Verhältnisse, der nicht zahlungs- d. h. steuerwilligen adeligen Satzbürger, der Heimsuchung durch Krieg und Feuersbrunst ihr Selbstverständnis zu bewahren und Herr im eigenen, wenn auch nicht allzu stattlichen Haus zu bleiben. In dem mit Bildern und Dokumenten der Aacher Vergangenheit ausgestatteten Ratssaal des neuen Rathauses spüren und erleben wir dies sehr deutlich. »Die Abhaltung von Märkten sowie der Betrieb von Steinbrüchen und Mühlen, insbesondere der Papiermühle, bescherten Aach ein bescheidenes Wirtschaftsleben. Der wirtschaftliche Mittelpunkt befand und befindet sich in der für Verkehr und Industrie günstiger gelegenen Unterstadt, in dem seit alters eingemeindeten Aach-Dorf[12]«. Am Ende des alten Römischen Reiches deutscher Nation war Aach sogar noch einmal von 1810-11 Verwaltungsmittelpunkt eines kleinen badischen Amtsbezirkes, kam dann bis 1883 zum Amtsbezirk Stockach, danach bis 1936 zum Amtsbezirk Engen, kehrte abermals bis 1972 zum Landkreis Stockach zurück und gehört nun seit 10 Jahren zum Landkreis

[8] Otto Paul. Die frühe Papierherstellung im Hegau und Bodenseegebiet vom Mittelalter zur Neuzeit und Chronik der Papiererdynastie Brielmayer in der Stadt Aach. Hegau-Bibl. Bd. 48, 1984

[9] Tuttlinger Heimatblätter 27/1938, vom Gemeindeverband Überlandwerk Tuttlingen, S. 25–28

[10] Hansjakob, Verlassene Wege, S. 89,94

[11] Aao., S. 96

[12] F. Götz, Handbuch der Historischen Stätten, Baden-Württemberg, 1980, S. 1

Konstanz. Entgegen mancher Erwartungen, Pläne und Befürchtungen vermochte Aach in den unruhigen Jahren der Verwaltungsreform 1972/73 seine Selbständigkeit zu erhalten – ein Vorgang, keineswegs selbstverständlich und doch in die geschichtlichen Entwicklungslinien passend, der noch lange nicht in allen Einzelheiten erforscht und offengelegt ist.

Nach all dem erscheint es uns einleuchtend und verständlich, daß unser Aach – sehen wir einmal von Handbüchern, topographischen Landesbeschreibungen, statistischen Werken und Lexikas ab – weder in der Reiseliteratur noch in der Belletristik hervortritt. Auch in früheren Jahrhunderten führten die Reiserouten – denken wir nur an die berühmte Reisebeschreibung Goethes – nicht an Aach vorbei oder gar nach Aach, und der Aachtopf ist noch nicht einmal seit 100 Jahren ein naturkundliches Ausflugsziel. Der von den Aachanliegergemeinden 1910–1926 betriebene Bau einer Aachtalbahn von Bohlingen über Singen-Steißlingenen-Volkertshausen nach Aach mit Anschluß an die ebenfalls projektierte Bahnlinie Engen-Aach-Eigeltingen-Orsingen-Nenzingen-Stockach kam nicht zustande, obgleich der badische Landtag 1920 ein entsprechendes Gesetz beschlossen hat. Aach wäre damit ein Bahnknotenpunkt geworden[13].

So können wir nur wenige Schriftsteller und Dichter zitieren. Hansjakob widmet unserem Städtchen in seinen Reiseerinnerungen »Verlassene Wege« (1900) wenige freundliche Sätze: »Es war mir... alles fremd, als ob ich nie hier gewesen, bis ich, aus einem herrlichen Buchenwald (von Bittelbrunn) herauskommend, das alte Städtchen Aach auf steiler Bergeshöh wiedersah und erkannte. Die Lage dieses Städtchens hat mich aber diesmal weit mehr entzückt als das erstemal, und ich konnte mich nicht satt sehen an diesem reizenden Landschaftsbild. Am Fuße des Berges, der den malerischen Ort trägt, wandte sich mein Weg nach Süden. Es war nach sieben Uhr des Abends. Die Fabriken an dem wasserreichen Aachflüßchen standen stille und alles hatte Feierabend; nur das Wasser ruhte nicht; kraftvoll zog es seinen Weg, obwohl so nahe seiner Quelle...« (aaO. S. 101). Auch der Hegaudichter Eduard Presser widmete dem Städtchen Aach ein tiefempfundenes neunstrophiges Gedicht, das nach der Melodie »Nun ade du kleine Gasse...« gesungen werden konnte. Es dürfte 1900 entstanden sein. Eine kleine Kostprobe daraus sei dargeboten[14].

Freundlich blickt das Städtchen droben
auf der Höh zum Himmelsbau,
von der reinsten Luft umwoben
und umrahmt von Flur und Au.
Und der Hegauberge Stirnen
und der himmelblaue See
grüßen, wie die schweizer Firnen
mit dem ew'gen Alpenschnee.

O wie traut ist jene Stelle
wo die blaue Aach entspringt,
dort wo Deutschlands größte Quelle
schäumend aus der Erde dringt.
Sonne rückt beim Heimwärtsgehen
schon dem Untergange zu
und vergoldete die Höhe:
O Stadt Aach, wie schön bist Du!

Dann kam 1935 Ludwig Finckh mit seinem für das wiedererwachende landschaftliche Selbstbewußtsein so wichtigen Büchlein vom »Unbekannten Hegau«: »Seltsam, daß eine der gewaltigsten und zugleich lieblichsten deutschen Landschaften im großen Reich noch fast unbekannt ist, obwohl zum Platzen voll von Urgeschichte, Geschichte und Gegenwart: der Hegau vor dem Bodensee«. Er widmet Aach, der Stadt an der verwunschenen Donau, ein kleines, eher winziges Kapitel, das mit den Worten beginnt:

»Was ragt dort so trutzig aus der Ebene auf? – Ein steiler Bergkegel im Osten, zwischen der Stadt Engen und Stockach, 539 m hoch: Burg Aach, Stadt Aach und, am Fuße des Berges, Dorf Aach[15]«.

Dem Ergebnis unserer literarischen Umschau entgegen kann sich jedoch Aach einiger sehr schöner Veduten rühmen, alter Stahlstiche und Lithographien bis 1860/70, die sich zur Hälfte mit dem Naturdenkmal des Aachtopfs, entsprechend dem im 19. Jh. lebhaft erwachten Interesse an stimmungsvoller Landschaft und romantischer Staffage befassen. Im Standardwerk »Alte Ansichten aus Baden« (1971) von Max Schefold sind diese 4 Veduten verzeichnet, von denen eine von Korradi-Kurz in malerischer Anordnung Dorf und Städtchen Aach zeigt, 2 den »Ursprung der Aach« (Stahlstich von Höfer nach Korradi, 1850 und eine Lithographie eines bislang unbekannt gebliebenen Malers W. v. F.) sowie schließlich eine Gouache von Egli mit der Brielmayerischen Papierfabrik; vom gleichen Maler besitzen wir auch ein Bild der Baumwollspinn- und Weberei in Arlen.

[13] Britz-Dietrich, Eisenbahn in Singen und im Hegau, 1978, S. 110–112
[14] Ländliche Gedichte aus dem Hegau, von Eduard Presser, 1974, S. 27
[15] L. Finckh, Der unbekannte Hegau, 1935, S. 34f

Die Ansicht der Aachquelle mit dem hochaufragenden »alten Turm« im Hintergrund vermittelt ein von der heutigen Topographie recht sehr abweichendes Erscheinungsbild, ein Hinweis auf die in wenigen Jahrzehnten erheblichen äußeren Veränderungen des Aachtopfs. Das gilt wohl auch von den Versickerungsstellen im Donaubett am Brühl zwischen Immendingen und Möhringen.

Wilhelm Baumann berichtet noch 1937[16] von den »zerklüfteten Felsen«, in denen die junge Donau im engen Tal der Juralandschaft »spurlos verschwindet«. Ich erinnere mich an einen im Gemeindearchiv Möhringen verwahrten Bericht eines Lehrers um 1820/30, wonach man aufrechten Ganges in die Risse und Klüfte des Juragesteins eintreten konnte, in denen das Donauwasser gurgelnd verschwand. Im Herbst 1874 versickerte die Donau zum erstenmal gänzlich – heute sind es bekanntlich mehr als 200 Tage.

Daß zwischen der Donauversinkung oder Versickerung und der Aachquelle ein Zusammenhang bestehen könnte, wurde schon vor über 250 Jahren vermutet. Im Jahre 1719 äußerte der württembergische Vikar Friedrich Wilhelm Breuninger in seiner Schrift über die »Urquelle des weltberühmten Donaustromes« zum erstenmal die Vermutung, daß das in den Kalksteinen bei Immendingen sich verlierende Donauwasser die Aachquelle »um ein Merkliches verstärkt haben sollte[17]. Othmar Schönhuth meint in seinem »Neuer Führer um den Bodensee und zu den Bergen des Höhgaus« (1851), daß einer Sage nach die Aach mit der Donau in Verbindung stehen soll. »In dem klaren kalten Wasser findet man den ausgezeichnetsten Fisch der Seegegend, die Aachforelle« (S. 254). – Bekannt sind auch frühe Versuche, das Wasser in einem Graben um die Versickerungsstellen zu leiten (1705) und die Löcher zu verstopfen – ein Vorläufer des Umleitungsstollens von 1967. In der Jubiläumsschrift der Baumwollspinn- und Weberei Arlen-Rielasingen »Ein Garn durch 125 Jahre gesponnen« (1959, S. 6) lesen wir die geradezu spannende Geschichte, wie anno 1868 nächtens 20 Fuhrknechte im Auftrag des Tuttlinger Stadtmüllers Johann Held die Versickerungsstellen mit Steinen, Kies, Strauchwerk und Sand zu verstopfen versuchten, entgegen dem Verbot von 1855, daß an den Donauversickerungen nichts geändert werden dürfe. Um solches zu verhindern, hatte Ferdinand ten Brink die Donaumühle in Möhringen erworben. Die Verstopfungsaktion veranlaßte Carl ten Brink, 1869 das Donauwasser mit Anilinrot zu färben, doch mißlang das Experiment. Erst im September 1877 gelang es, den Zusammenhang zwischen Donau und Aach nachzuweisen: am 22. September 1877 wurden um 16.00 Uhr 12 Zentner Schieferöl in eine der Versickerungsstellen eingeschüttet und 60 Stunden später an der Aachquelle ein leichter Ölgeschmack wahrgenommen. Es folgten Versuche mit Kochsalz und Fluorescein, die 20–60 Stunden brauchten, um zum Aachtopf zu gelangen. Weitere Färbungs- und Salzungsversuche 1907, 1908 und zuletzt 1969 an den Versickerungsstellen bei Fridingen erbrachten den Nachweis, daß das Fridinger Wasser einen Teil der Aachquelle darstellt. Während von Immendingen aus das Wasser die 12 km lange Strecke bei einem Gefälle von 183 m in 60 Stunden zurücklegt, braucht es für den 20 km langen Weg von Fridingen bis Aach bei nur 133 m Höhenunterschied 200–220 Stunden[18]. Seit 1928 weiß man, daß Donauwasser auch noch an anderen Stellen versinkt und zum Rhein hin entwässert – vermutlich in einem Raum von 300 km² von Immendingen über die Alb bis Spaichingen und den Bergen von Fridingen.

Da die Zahl der Vollversickerungstage, während deren das Flußbett zwischen Brühl und Elta völlig trokken liegt, im letzten Jh. ständig zugenommen hat, kam es zwischen Donauanliegern und Aachanliegern zu Auseinandersetzungen und Rechtsstreitigkeiten, die 1927 eine Entscheidung des Reichsgerichts Leipzig mit der Auflage beendete, daß beide Seiten den natürlichen Verlauf der Versickerung des Wassers weder behindern noch beschleunigen dürfen. Ungeachtet dessen erließ die Regierung des Dritten Reiches in der bekannten Manier des Führerstaates am 12. Januar 1937 ein Gesetz, wonach die Versickerungsstellen ohne weitere Diskussion am rechten Ufer der Donau abgedichtet werden sollten. Der Ausbruch des 2. Weltkrieges verhinderte den Vollzug[19].

Im Mai 1955 erfuhr OB Theopont Diez aus der Zeitung, daß ohne Unterrichtung der Aachanlieger im Vollzug des Gesetzes von 1937 mit der Abdichtung der Versickerungsstelle begonnen werde. Auf Einspruch der Stadt Singen hin mußten die Arbeiten sofort eingestellt werden, am 22. Juli 1955 kam es zur Gründung der Interessengemeinschaft der Aachanlieger. Nach langen Verhandlungen begann 1966 der Bau eines Umgehungskanals, der den Möhringern und Tuttlingern für die geklärten Abwässer einen Vorfluter gewährleisten sollte unter der Gewißheit, daß das am Brühl entnommene Wasser über die Versickerungsstelle bei Fridingen wieder in den Aachtopf zurückkehrt[20].

OB Diez glaubte damals, der 100jährige Streit um das Donauwasser sei beendet.

[16] H. Baumann Immendingen, Geschichte eines ehemaligen reichsritterschaftlichen Fleckens, 1937, S. 9, 15f

[17] Karl Wacker, Der Landkreis Donaueschingen, 1966, S. 57f

[18] Göhringer, Donauversickerung/Aachquelle, 1936

[19] In den »Tuttlinger Heimatblättern« (NF2, 1949) berichtet Dr. Ing. Eugen Reinert eingehend über dies Kapitel der Donauversinkung unter dem plakativ zutreffenden Titel »Geschichtliches – Gerichtliches«. Ferner wird über Geologie und »Technisches« zur Behebung des Übels aus Tuttlinger Sicht eingehend berichtet. Eine Bibliographie wird in Nr. 2/1949 und im Jahrbuch 1970 dargeboten.

[20] Th. Diez, 100jähriger Streit um das Donauwasser ist beendet, Singener Jahrbuch 1967, S. 45–60

Die neueste Entwicklung brauche ich nur anzudeuten. Sie hat mit der bisherigen Umleitung um die Versickerungsstellen nichts zu tun, obwohl nun die Umleitungsstollen für die neue Aufgabe genutzt werden. Völlig unbemerkt von der Landschaft, und vom Landtag damals in seiner Tragweite gewiß nicht erkannt, schloß die Landesregierung 1970 mit Bayern einen Staatsvertrag, Wasserentnahmen in der Donau bei Leipheim durch zeitweise Umlenkung der Donau um die Versickerungsstellen oder durch Bau von Wasserspeichern auszugleichen (Änderung des Gesetzes 1980). Im September 1980 lehnte der Gemeinderat Aach einstimmig den Antrag der Landeswasserversorgung ab, Ausgleichswasser durch Umgehung der Versickerungsstellen bereitzustellen. 1981 legten die Landesanstalt für Umweltschutz, das Institut für Wasser- und Abfallwirtschaft und das Geologische Landesamt Baden-Württemberg einen Bericht »Donau und Aach« vor; das Gutachten empfahl eine nur probeweise Zulassung der Umleitung. Die Auswirkungen auf die Wasserführung der Aach, durch den Immendinger Störfall vom 11. Juli 1982 eindrucksvoll negativ bestätigt, auf die biologischen Verhältnisse und das Ökosystem schlechthin sowie auf den Wasserhaushalt im Hegau riefen Bürgeraktionen und die Gegenwehr sämtlicher Gemeinden und Städte an der Aach eindrucksvoll ins Leben; gegenwärtig sind die Verwaltungsgerichte am Zug.

Vielleicht werden Sie fragen, was dies leidige Thema mit unserem Stadtjubiläum zu tun hat. Ich glaube, sehr viel. Für unsere Festschrift hat Professor Karl Siegfried Bader »Aach als Spiegelbild hegauischer Geschichte« vorgestellt. Der Kampf um das Aachwasser, den die Stadt Aach als Vorreiter und Bannerträger zusammen mit den anderen Aachtalgemeinden führt, ist heute ein wichtiges Anliegen der Hegauer und auch schon ein bedeutsames, untrennbar mit dem Namen der Stadt Aach verbundenes Kapitel der neuesten Hegauer Geschichte. So hat die Kennzeichnung »Aach – Spiegelbild hegauischer Geschichte« eine weitere, wenngleich nicht gesuchte oder erwünschte Dimension und Aktualität gewonnen. Wir können nur hoffen, daß allen Bemühungen um die Erhaltung dieses für den Hegau lebensnotwendigen Naturphänomens Erfolg beschieden sei, daß die Wasser der Donau wie ehedem so auch weiterhin ungeschmälert dem riesigen Aachtopf zufließen. In seinen letzten Lebensjahren hat der unvergessene Albert Azone vorgeschlagen, entweder in einem künftigen Heimatmuseum oder in einer besonderen Ausstellung beim vielbesuchten Aachtopf Geschichte und Phänomen der Aachversinkung zu demonstrieren; ich wiederhole heute und hier diese Anregung sehr gerne.

Lassen Sie mich nun abschließend in aller Kürze den zu Beginn meiner Ausführungen vorgetragenen Gedanken nochmals aufgreifen und zu Ende führen: Warum begehen wir dieses Fest, was berechtigt uns zum Feiern?

Die im Grunde genommen selbstverständliche Antwort lautete und muß heißen, daß es ohne gemeinschaftsbezogene und traditionsbezogene Einstellungen keinen verläßlichen Lebenssinn für den einzelnen Menschen und keinen Zusammenhalt für die Gemeinschaften geben kann. Aber in einem orientierungsunsicheren Zeitalter kann sogar das Selbstverständliche vergessen werden, wenn es Wunschvorstellungen – Ideologien – im Wege steht. Das in den letzten Jahren und Jahrzehnten von vielen Intellektuellen vertretene Ideal der Emanzipation war eine einseitige, intolerante Forderung, sich aus sozialer, seelischer und geistiger Abhängigkeit von den Herkunftsgemeinschaften und ihren Lebensformen zu befreien. Alle unreflektierten Bindungen an Institutionen und Traditionen galten als schädlich. Statt dessen wurde als moralisch geboten gelehrt, sich allein auf das zu verlassen, was das eigene Ich durch kritisches Denken erkennt.

Wer dieses einseitige Programm konsequent zu verwirklichen versucht, kann der Vereinsamung und dem Erlebnis der Sinnlosigkeit kaum entgehen. Wer schon in frühester Jugend lernt, jeden Glaubensinhalt kritisch zu »hinterfragen«, sich von Familie und Schule, von Betrieb und Staat, von Volk und Kirche zu distanzieren und an allem zu zweifeln, dem bleibt kaum etwas Wertvolles übrig, vor dem er Ehrfurcht hat, das er unbeirrbar liebt und treu festhält.

Diese »Hinterfragung« und Infragestellung widerfuhr vor allem unserer deutschen Geschichte, die nicht mehr sachbezogen gelehrt und interpretiert, sondern moralisch disqualifiziert wurde. Geschichte aber ist für ein Volk völlig unentbehrlich; ohne Geschichte kann man geistig krank werden. Karl Jaspers hat einmal gesagt: Was der Mensch ist, erfährt er einzig und allein aus der Geschichte, und Hermann Heimpel fügte hinzu: Ein Volk ohne Geschichte ist ein Volk von Barbaren. Nun ist Heimat zwar immer weniger als Nation, aber sie ist dem einzelnen nicht weniger Wert, oft ist sie ihm sogar wertvoller, liegt sie ihm doch in jeder Beziehung des Wortes näher als alles andere auf der Welt. Eduard Spranger definierte so Heimat als »geistiges Wurzelgefühl«. Uns kann vieles im Leben entrissen werden – etwas jedoch nicht: »geistige Wurzeln« und die Bilder, die sie hervortreiben und die Landschaft, in der sie stecken. Wo wir auch sind, wir tragen sie bei uns, es sei denn, wir verstümmelten uns wissentlich selbst. Doch die Selbstverstümmelung findet nicht statt, wenn wir nur wollen. Insofern ist Heimatbewußtsein vor allem Selbstbewußtsein[21].

Herbert Berner

[21] Nach: Wolfgang Brezinka, Wieder lieben lernen, was zu bewahren sich lohnt, »Die Welt«, 265 vom 13. 11. 82; Ulrich Schacht, In Palermo sitzen und doch durch Mecklenburgs Felder gehen, »Welt« 247 vom 23. 10. 82; Hellmut Diewald, Interview betreffend die Geschichte der Deutschen, »Welt« 270 vom 18. 11. 78